

Predigt zu 1. Tim. 4, 4-5

Liebe Gemeinde,

heute an diesem Erntedanksonntag singen wir ausschließlich Danklieder. Und das ist auch gut so, denn es gibt ja eine Menge, wofür wir danken können. Hier vorne am Altar haben wir die Dinge zusammengetragen, die uns ernähren. Brot und Wein, Obst und Gemüse, die Ernte unseres Jahres. Und das ist ja nicht selbstverständlich, schließlich hatten wir eine Dürre in diesem Jahr, die es seit Beginn der Wetteraufzeichnungen so noch nicht gegeben hat. Und dennoch muss keiner von uns Hunger leiden, im Gegenteil. Wir werden so satt wie eh und je. Auch wenn die Preise für Lebensmittel etwas teurer geworden sind, uns geht es gut. Wir leben in einem Land, das wirtschaftlich in der Lage ist, selbst eine Jahrhundertdürre zu kompensieren. Das ist doch auch ein Grund dankbar zu sein und zeigt, dass auch am Erntedankfest, die Dankbarkeit sich nicht allein auf die Früchte des Feldes beziehen sollte, sondern darüber hinaus auch auf die wirtschaftlichen Strukturen erstrecken sollte, in denen wir leben.

Also singen wir heute Danklieder. Allem voran, das „Dankelied“ zu Beginn des Gottesdienstes, mit dem ich groß geworden bin. Und ich singe es immer noch gerne und immer noch aus vollem Hals. „Dank, ach Herr, ich will dir danken, dass ich danken kann!“. Als Kind habe ich diese Zeile nicht verstanden, heute schon, weil es eben nicht selbstverständlich ist, danken zu können. Und dann fällt mir die mühsame Erziehung der Kinder ein, wie anstrengend es ist, ihnen beizubringen, danke zu sagen und dankbar zu sein. Sie kennen das doch alle: „Na, wie sagt man?“ Genau: Danke! Danken ist in der Erziehungsübung eine Pflicht, die uns in Fleisch und Blut übergegangen ist. Interessant, was der Duden zu dieser Pflichtübung zu berichten weiß. Da lesen wir von „Dankesschuld“ oder „zu Dank verpflichtet sein“, aber es findet sich darin kein Wort, dass die Freiwilligkeit des Dankens hervorhebt oder gar davon spricht, dass Dankbarkeit selbst ein Geschenk ist.

Wenn aber Dankbarkeit ein Geschenk Gottes ist, dann ist sie keine Pflichtübung, sondern eine Wertschätzung des Geschenkten. Und als Grundhaltung vermag sie wahre Wunder zu vollbringen. So schreibt der Apostel Paulus im ersten Timotheusbrief (4, 4-5):

„Denn alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird; denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und das Gebet.“

So kurz und knapp ist unser Bibeltext für heute – aber auch so schwer. Gleich zu Beginn geht es los: „Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut!“ Können Sie das unterschreiben? Ich tue mich schwer damit. Gehören Krankheitserreger, Genfehler, Viren und Bakterien dazu, die uns das

Leben schwer machen und manchmal sogar unsere Kinder rauben? Was ist mit den Erdbeben und dem Tsunami, der vorgestern in Indonesien fast 400 Menschen das Leben gekostet hat. Alles gut? Kann und muss ich dafür dankbar sein? Ist das gar der Wille Gottes?

Zur Zeit des Apostel Paulus gab es die weit verbreitete Theorie von den zwei Schöpfern, nämlich einem guten und einem bösen. Denn woher, so fragte man, kommt neben dem Guten das Schlechte, Teuflische, der Tod vor allem und die Dunkelheit? Und da antworteten nicht wenige: Das kommt vom Konkurrenten Gottes, vom Demiurgen, vom Satan.

Für manche von uns ist diese Einteilung von Gut und Böse noch heute eine Lösung. Man teilt einfach etwas auf in das, was man mag, und in das, was man nicht mag. Man lagert das Böse aus. Wer ein bisschen Psychologie kennt, bemerkt sofort den Trick. Doch wer wahrhaft glauben möchte, der darf Gott keinen ebenbürtigen Konkurrenten entgegensetzen, sondern der muss Gott selbst fragen: Wie reimt sich das Gute und Böse bei dir zusammen?

Auch in der Bibel sehen wir, wie Menschen mit solchem Widerspruch kämpfen: Da schafft Gott Gutes – und dann steckt wortwörtlich in so vielen Dingen der Wurm. Und der Schmerz. Und die Krankheit. Und die Ausbeutung. Und die Zerstörung.

Hat Gott es gewollt? So wie er einmal zu Mose bei dessen Berufung sagt: Ich habe auch den Blinden und den Stummen und Tauben geschaffen. Hat die Klugheit alles verhext, die manchmal so halb wahr daherreden kann, so wie es die Schlange in der Paradiesgeschichte tut? Hat das Böse die Menschen verführt? Oder verstehen wir einfach viel zu wenig von den großen Regeln Gottes, so wie Hiob am Schluss einsieht, nicht das letzte Verständnis der Dinge zu haben und gerade dies für ihn heilsam wird?

Ist der Mensch selbst daran schuld, dass noch das Schönste immer ein bisschen vergällt ist, dass Kinder Schmerzen bereiten, dass Liebe oft unerfülltes Verlangen bedeutet, dass selbst lustvolle und kreative Arbeit zur Mühe wird, dass man so oft arbeitet ohne Erfolg – wie es Adam und Eva gesagt wird?

Die Fragen, die die Bibel in diese Weise stellt und bedenkt reichen ja tief in unser Alltagsleben. Warum tragen mich meine Beine nicht mehr? Warum muss ich unter zunehmender Blindheit leiden? Warum habe ich keine Kinder bekommen können?

Alles, was Gott geschaffen hat ist gut?

Ein Freund von mir betreibt einen Bibelgarten in Brünlos im Erzgebirge. Gestern wütete dort ein Tornado und hat alles kurz und klein gehauen. Über 10 Jahre Arbeit sind dahin. „Es tut mir leid!“, habe ich per WhatsApp geschrieben. Und gestern Abend spät, habe ich ihn gefragt, auch auf die Gefahr hin, dass er mich falsch versteht: „Kannst du noch dankbar sein?“

Ich habe lange keine Antwort bekommen und dann, nach Mitternacht: „Noch nicht!“

Wie war das noch im Predigttext: „Nichts ist verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird; denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und das Gebet.“

„Noch nicht!“. Diese Antwort lässt mich nicht mehr los. Ja, es gibt so viel Übles auf der Welt, auf das wir keinen Einfluss haben und wissen sie was, die Frage, wo es herkommt, bringt uns nicht weiter. Sie ist reine Theorie, Spekulation vielleicht und ob die Antwort lautet: Alles kommt von Gott oder vom Satan oder vom Universum ist irrelevant. Die wichtigere Frage lautet: Wie gehe ich damit um?

Dankbarkeit ist eine Glaubensübung, die vielleicht im „noch nicht“ lebt, aber zumindest die Hoffnung in sich trägt, sich einzustellen. Die dem Übel auf der Welt einen Perspektivwechsel verordnet. Die durch das Lesen von Gottes Wort und das Gebet entstehen kann, wo andere längst die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Und vielleicht ist das ein gutes Bild: Schlagt nicht die Hände über dem Kopf zusammen, klatscht euch nicht selbst, sondern betet! Um Verständnis und Zuspruch, um Trost und Hilfe, um Zuversicht und Dankbarkeit. Das schafft Achtsamkeit für sich und für andere.

Wer dankt, der erträgt die Welt besser und macht reich: Zuerst den anderen, dann auch sich selbst – den Dankenden und den Bedankten. Im Kleinen und im Großen – am Mittagstisch und auf dem Friedhof. Danken ist eine Glaubensübung, deren Platz das Gebet ist. Das Erntedankfest erinnert uns daran. Im Danken erinnern wir uns der Fürsorge Gottes, auch und gerade in schweren Zeiten. Aus dem Dank kann Vertrauen in Gegenwart und Zukunft erwachsen.

Der Dank heiligt das Profane, das Schwere, das Untragbare, das Alltägliche, das Selbstverständliche. Es rückt alles in die Herrschaft Gottes und er sagt uns seine Fürsorge zu: Auch in Brot und Wein, in der Hingabe seines Sohnes, der um unser Untragbares weiß, um unsere Trauer, um unseren Schmerz, um unseren Schwermut und um unseren Hunger nach Leben.

Nicht umsonst sprechen wir nach jedem Abendmahl ein Dankgebet. Nicht umsonst stellen wir Brot und Wein mitten hinein, in die Früchte des Feldes und die Tränen unserer Sorgen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft und größer als unser Hunger nach Leben, bewahre unsere Herzen und Sinne, in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.